

schafter brüten von nun an nur noch dem Augenblick entgegen, der ihnen Kennedy bringt und ihrem Vorsitzenden Leber die Gelegenheit, seinen großen rot-weißen Nelkenstrauß und die abenteuerliche Geschichte dazu abzuliefern.

Von jenseits der Mauer, so sagt Leber zu Kennedy, der darauf überhaupt nicht eingeht, sei ihm dieser Blumengruß in der vergangenen Nacht zugetragen worden. Wortlos reicht der Gast das Gebinde weiter.

Gleich darauf, von den Maurern kommend, steht er zum erstenmal vor der Mauer. Sauber, kaum höher als eine Vorgarteneinfassung, sperrt sie den leergefegten Platz vor dem Brandenburger Tor. Auf einer Tribüne stehen Ostkameras und zielen mit langen Objektiven herüber. Ein britischer Oberst in Dunkelblau weist Kennedy — auf einem hohen Podest mit einem Union Jack und einem Telephon zum Weißen Haus — in die Lage ein.

Ulbricht hat die Zwischenräume des Brandenburger Tors mit rotem Stoff und seiner Fahne zuhängen und auf einer Tafel davor den Besuchern in korrektem Englisch aufschreiben lassen, was alles bei ihm besser sei. Kennedy vermeidet es, diesem Ost-Skriptum von seinem erhöhten Standpunkt aus Aufmerksamkeit zu widmen, nur bei der Anfahrt hat er mit gerecktem Kopf dort hinübergespäht.

Wortlos, Konfetti im Haar und eine gewisse Starre im Blick, tritt er in der Friedrichstraße an den weißen Strich des Checkpoint Charlie, hinter dem Volkspolizisten ihm aus zehn Meter Entfernung mit ihren Feldstechern ins Gesicht schauen. Ganz ferne, an der Ecke Leipziger Straße, ist eine Menge Ostberliner zu erkennen, die von Vopos zurückgedrängt werden.

Im Eilschritt, so, daß Konrad Adenauer ihm nicht mehr folgen kann, tritt Kennedy den Rückweg zu den Wagen an, strebt an ihnen vorbei und mischt sich stumm, Hände ergreifend und mit vorgeschobenen Schultern unter die Westberliner, die ihn an der Grenze seiner Macht gesehen haben. Eunice Shriver, Kennedys Schwester, kehrt später noch einmal allein zurück an die Mauer; mit einem Fernglas späht sie an der Bernauer Straße ins trostlose Jenseits.

Auf der Tribüne vor dem Schöneberger Rathaus, 200 000 Schutzbefohlene zu seinen Füßen, durchlebt John F. Kennedy die seit seiner Wahl zum Präsidenten bewegendste Stunde seines politischen Lebens. Später versucht er die Empfindungen dieser Mittagspause in Worte zu fassen: „Es gibt immer noch Dinge in dieser Welt, wo man dabei gewesen sein muß, um sie glauben zu können, und bei denen es schwerfällt, nachher zu begreifen, was einem widerfahren ist.“

Als die Freiheitsglocke längst ausgeklungen hat und Willy Brandt zum Festessen an der silberbeladenen Rathaus-tafel bittet, steht der Präsident der Vereinigten Staaten noch immer wie in Trance. Einige seiner Begleiter, die ihn offenbar so nicht kennen, versuchen ihn anzusprechen, aber er scheint nicht ansprechbar. Pierre Salinger schließlich ist es, der ihm wie einem Schlafenden langgezogen und spöttisch betont den Weckruf widmet: „H-e-e-l-l-o! Mister Pr-e-e-sident!“

DOLMETSCHER

Dieser eine Fehler

John F. Kennedys größter Triumph auf deutschem Boden war für Robert Lochner die Stunde seiner bittersten Niederlage.

Vor dem Schöneberger Rathaus übersetzte nicht — wie zuvor in Köln, Bonn und Frankfurt — der Rias-Direktor und Amateur-Dolmetscher Lochner, sondern der Vortragende Legationsrat des Bonner Auswärtigen Amtes Heinz Weber. Abgeschlagen lauschte Lochner im Hintergrund.

Das Schöneberger Protokoll hatte den im minuziös vorgeplanten Besuchsprogramm nicht vorgesehenen Interpretenswechsel durchgesetzt. Begründung: Es sei zweifelhaft, ob sich die Stimme Lochners gegen den Jubel der Massen würde durchsetzen können.

Nicht zweifelhaft war, daß Präsidenten-Dolmetscher Lochner in den ersten Tagen des Kennedy-Besuchs „ungehobelt“ übersetzt hatte, wie die „Welt“ anderntags monierte: „... und der rhetorische Schwung, mit dem der amerikanische Präsident schon im Tonfall die Menschen ... immer wieder zu Beifallsstürmen hinreißt, geht bei ihm vollständig verloren.“

Verloren ging auch der trockene Humor Kennedys, der durch Lochner absurd entstellt wurde. Den Kennedy-Satz, in Köln seien schon die Römer marschiert, als die Einwohner von Boston noch Felle getragen hätten, umschrieb der Rias-



Kennedy mit Dolmetscher Lochner
Der Präsident hielt sich nicht ...

Direktor mit allgemeinen Worten über die Anfänge der Zivilisation.

Lochner führt „diesen einen Fehler“ auf schlechte Organisation zurück. Bei den Vorbesprechungen in Washington sei ihm versichert worden, daß für den Dolmetscher ein zweites Mikrophon bereitstünde. Doch in Köln gab es kein

ALS IN KÖLN DIE RÖMER MARSCHIERTEN, TRUGEN

Kernsätze aus Kennedy-Reden in Deutschland und

KENNEDYS TEXT:

As a citizen of Boston which takes pride in being the oldest city in the United States, I find it sobering to come to Cologne, where the Romans marched when the Bostonians were in skins.

Your fellow-citizen Chancellor Adenauer has fulfilled these obligations as a citizen of the west in full measure.

It is in this spirit that I come to Cologne to see the best of the past and the most promising of the future. May I greet you with the old Rhenish saying: Köln alaaaf!

Ladies and gentlemen, I am grateful for your welcome. The city of Bonn is a capital of the free world. Because of the efforts of the Chancellor and all of the German people it will continue to be a centre of the free world. I salute you.

LOCHNERS ÜBERSETZUNG:

Ich komme aus der Stadt Boston, die stolz darauf ist, die älteste Stadt Amerikas zu sein. Aber es ist dann etwas ernüchternd, wenn man in eine Stadt kommt, die soviel älter ist als Boston, in eine Stadt, wo schon die Bürger tätig waren, als in Boston noch die ersten Anfänge erst der Zivilisation waren.

Ihr Mitbürger, der Bundeskanzler Adenauer, hat diese Verpflichtungen des Bürgers in so reichem Maße in die Tat umgesetzt, daß er eine Leistung nicht nur für sein Land, sondern für die ganze freie Welt geleistet hat.

Es ist in diesem Geiste, daß ich nach Köln komme, und daß ich gerade hier betonen möchte, daß wir alle an dem Erbe unserer westlichen Zivilisation weiterarbeiten müssen und die Zukunft sichern. Und ich möchte abschließen mit den Kölner Worten: Köln alaaaf!

Ich danke Ihnen für Ihr herzliches Willkommen und möchte zum Abschluß sagen, Bonn ist eine der Hauptstädte der freien Welt und mit Hilfe der Bemühungen Ihres Bundeskanzlers und des ganzen deutschen Volkes und unseren Bemühungen werden wir sicher machen, daß es weiter eines der großen Zentren der freien Welt bleibt. Ich grüße Sie in diesem Gedanken.



Kennedy mit Dolmetscher Weber
... an den vorbereiteten Text

zweites Mikrophon. Sagt der zweisprachige Rias-Chef: „Der Präsident stand oben auf dem Podium, immer wenn ich übersetzen wollte, mußte ich erst die Treppe hinaufsteigen.“

Just in dem Augenblick, als er sich den Witz über die bepelzten Amerikaner habe notieren wollen, habe ihn der

Präsident heraufgewinkt. Lochner: „Da hatte ich keine Zeit mehr.“ Außerdem: „Der Präsident hielt sich nicht an den vorbereiteten Text.“

Lochners seit Köln und Bonn arg lädiertes Interpreten-Ruhm hat seine Wurzeln in Berlin, wo sein Vater, Louis Lochner, Enkel eines Nürnberger Auswanderers des 19. Jahrhunderts, lange Jahre als Korrespondent für die amerikanische Nachrichtenagentur Associated Press (AP) arbeitete.

Lochner-Sohn Robert („Bob“) machte in Berlin das Abitur, ging 1936 nach Amerika zurück, studierte in Chicago politische Wissenschaften und wirkte im Krieg an US-Propagandasendungen gegen Deutschland mit.

Als Mitglied des US-Strategic-Bombing-Service kehrte Robert Lochner nach dem Krieg zurück, um die moralischen Auswirkungen der Bombenangriffe auf die deutsche Bevölkerung zu studieren. Und während Vater Lochner 1947 zusammen mit dem Altpräsidenten Herbert Hoover Kinderspeisungen für die Deutschen organisierte, war Robert bereits zum Kontrolloffizier von Radio Frankfurt aufgestiegen.

Die Feuerprobe als amtlicher Dolmetscher lag damals schon lange hinter ihm. Erinnert sich Lochner an seinen ersten offiziellen Übersetzer-Auftritt im Dienst der Besatzungsmacht: „Das war, als General Joseph T. McNarney Weihnachten 1946 auf dem Römer in Frankfurt die Mitläufer amnestierte.“

Seit der Übersetzung dieses Generalpardons für rund 800 000 nominelle Mitglieder der NSDAP wirkte Lochner, quasi nebenamtlich, als Chefdolmetscher der amerikanischen Prominenz in Deutschland — von Clay über McCloy und Conant bis Eisenhower und Dulles.

Daß Lochner sich trotz beruflichen Aufstiegs — seit 1961 ist er Leiter des „Rundfunks im amerikanischen Sektor Berlins“ (Rias) — immer wieder schweren, wenn auch interessanten Übersetzerermühen widmen mußte, führt Lochner selbst auf eine verblüffende Tatsache zurück: Dem Weißen Haus mangelt es an einer erstklassigen deutschen Übersetzerkraft. Begründet Lochner: „Bei allen seinen Besuchen brachte Adenauer stets den eigenen Dolmetscher mit.“

Seit Amtsdolmetscher Weber den Amateur Lochner in Schöneberg auspunktete, neigt sich die nebenberufliche Karriere des Rias-Chefs dem Ende zu.

Lochner, der manche Übersetzungsschwierigkeiten auf das ungewöhnlich hohe Sprechtempo John F. Kennedys zurückführt, braucht daher künftig um sein leibliches Wohl bei Staatsvisiten kaum mehr besorgt zu sein.

Lochner: „So etwas erschöpft den stärksten Mann. Der Dolmetscher sitzt mit an der Tafel, aber essen kann er nie — oder soll er etwa die Unterhaltung zwischen Präsident und Kanzler mit vollem Mund dolmetschen?“

Die vielsprachige Tradition der Familie Lochner aber wird dennoch weiter gepflegt werden. Drei der Lochner-Kinder besuchen in Berlin die französische Schule. Vater Robert: „Die Kinder kommen weiter als wir — sie wachsen dreisprachig auf.“

MAUERSCHUTZ

Tote Zone

Dem Vorreiter des kapitalistischen Lagers wurde der Blick ins triste kommunistische Paradies mit rotem Tuch verhängt. Ulbricht hatte für Kennedys Visite aufgerüstet — mit Sichtblenden und neuen Schlagbäumen, mit spanischen Wänden und neuen Kilometer Stacheldraht.

Die Sorge, ein Heer von 1700 mit Feldstechern bewehrten Westjournalisten könnte zusammen mit dem Präsidenten über die Mauer spähen, war das Motiv der östlichen Kulissenschieber. Denn auch der schüchternste Willkommenswink aus sowjetzonalen Fenstern würde automatisch als Demonstration wider Ulbrichts Staatsgewalt gewertet und von der Weltpresse entsprechend groß herausgestellt werden.

Um sich rechtzeitig gegen unerwünschte Fernkontakte zu sichern, beschloß die Sowjetzonen-Regierung fünf Tage vor dem Eintreffen Kennedys in Berlin eine Verordnung „über Maßnahmen zum Schutz der Staatsgrenze zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin“, die selbst freundliches Winken über Mauer und Stacheldraht hinweg unter Gefängnisstrafe stellt.

Und daß ein Wink als „Nachricht“ im Sinne der Verordnung gilt, kann nach sowjetzonaler Rechtsprechungspraxis kaum bezweifelt werden.

Zugleich proklamierten die DDR-Oberen die Einrichtung eines „Grenzgebietes“ entlang der Grenze rund um Westberlin; den Ostberlinern wurde untersagt, sich der Ulbricht-Linie ohne schriftliche Genehmigung auf weniger als 100 Meter zu nähern.

Die Unterzeichner dieser Proklamation, der Generaloberst und Innenminister Maron sowie Armeegeneral und Verteidigungsminister Hoffmann, haben damit auf 44 Kilometer Länge eine 100 Meter tiefe tote Zone geschaffen, die praktisch unter Kriegsrecht steht.

Nun ist der Besuch Kennedys gewiß nur der Anlaß, die neuen Sperrmaßnahmen, die praktisch auf den Bau einer zweiten Mauer hinauslaufen, in Kraft zu setzen.

Der wahre Grund für den Bau dieser zweiten Grenzmauer ist die Forderung Moskaus, Ulbricht möge Grenzzwischenfällen wirksamer als bisher vorbeugen. Tatsächlich dürfte der Bau der zweiten Mauer diesen Zweck erfüllen: Wenn alle Fluchtverdächtigen schon 100 Meter vor der Grenze gestellt werden, ist die Gefahr, daß erfolgreiche Fluchtversuche zu Schießereien führen könnten, auf ein Minimum reduziert.

Das Eingeständnis der Schwäche koppelte Ulbricht allerdings mit einer Demonstration der Stärke: In der Anordnung vom 21. Juni wird ausdrücklich festgestellt, „das Betreten und Befahren des Grenzgebietes“ sei allen „Bürgern anderer Staaten (Militär- und Zivilpersonen) verboten“. Das aus dem Viermächtestatus Berlins abgeleitete Recht der westlichen Alliierten auf unkontrollierten Zugang und volle Bewegungsfreiheit ihrer in Berlin stationierten Streitkräfte nach und in Ostberlin ist damit erstmals, wenn auch zunächst nur in dem 100-Meter-Streifen entlang der Grenze, durch einen einseitigen Akt der DDR-Regierung angetastet worden.

DIE BOSTONER FELLE

Ihre Übersetzung

GETREUE ÜBERSETZUNG:

Als Bürger von Boston, das stolz darauf ist, die älteste Stadt der Vereinigten Staaten zu sein, finde ich es ernüchternd, nach Köln zu kommen, wo die Römer marschierten, als die Bostoner noch Felle trugen.

Ihr Mitbürger Kanzler Adenauer hat diese Verpflichtungen als ein Bürger des Westens im vollen Maße erfüllt.

In diesem Geiste komme ich nach Köln, um das Beste der Vergangenheit und das Verheißungsvollste der Zukunft zu sehen. Darf ich Sie grüßen mit dem alten rheinischen Gruß: Köln alaaaf!

Meine Damen und Herren, ich bin für Ihre Begrüßung dankbar. Die Stadt Bonn ist eine Hauptstadt der freien Welt. Dank der Anstrengungen des Kanzlers und des ganzen deutschen Volkes wird sie weiter eines der Zentren der freien Welt bleiben. Ich begrüße Sie.